

FREDERICK LAU // KIDA RAMADAN
MIT NANA HEYMANN

ZUSAMMEN SIND WIR KÖNIGE

Was Männer zu Freunden macht



ullstein extra 

Dem Zustand meines Kleiderschranks nach zu urteilen, muss es schon eine Weile her sein, dass sie ihn inspiziert hat. Dass, so wie jetzt, ein unförmiger Haufen neben dem anderen liegt, würde sie nicht dulden. Leider wird es nicht besser: Ich ziehe ein weißes Shirt aus dem schiefen Stapel heraus, mit etwas zu viel Schwung. Zwei weitere Oberteile kommen mir entgegen und landen direkt auf dem Boden.

Fuck! Entnervt hebe ich sie auf, knülle sie zusammen und lege sie zurück in den Schrank, direkt neben den Stoß Jeans, von dem ich vorsichtshalber das oberste Paar nehme.

Mit dem Shirt und der Jeans in der Hand laufe ich ins Bad. Die Katzenwäsche dauert keine drei Minuten. Ich ziehe mich an, werfe einen prüfenden Blick in den Spiegel und fahre mir mit der Hand grob durch meine Haare. Die Frisur sitzt, der wache Gesichtsausdruck auch – einigermaßen. Im Flur schlüpfte ich in die Chucks, die ich in der Nacht in die Ecke gekickt habe. An der Garderobe greife ich nach meiner Windjacke und meiner blauen Lieblingscap. Auf ihr prangt eine weiße »41«, die ehemalige Postleitzahl von Steglitz, meinem Bezirk. Lokalpatriot, der ich bin, habe ich mir die Cap vor drei Jahren besticken lassen.

Wo ist mein Wohnungsschlüssel? Hastig taste ich die Jackentaschen ab, aber da ist er nicht. Mist! Ich bin spät dran. Nicht, dass ich mit Kida eine konkrete Zeit ausgemacht hätte, aber ewig warten lassen will ich ihn natürlich nicht. Auf dem Weg zurück in die Küche stolpere ich über einen Stoffbeutel, der am Türrahmen lehnt. Habe ich den dort abgestellt? Ich kann mich nicht erinnern. Wahrscheinlich war es meine Mutter und in dem Beutel ist Post drin. Manche Briefe treffen immer noch bei meinen Eltern ein, meine Mutter bringt sie mir dann vorbei.

Ich stehe in der Küche und schaue mich um. Wo ist nur der gottverdammte Schlüssel? Zwischen den leeren Gläsern auf dem Tisch liegt er nicht, auch nicht auf der vollgestellten Ablage neben der Spüle. Ich will mich gerade umdrehen, um im Wohnzimmer weiterzusuchen, da fällt mein Blick aufs Fensterbrett. Dort steht der Aschenbecher – und gleich daneben liegt der Schlüsselbund. Wie der wohl dorthin gekommen ist? Vermutlich habe ich ihn dort abgelegt, als ich heute Nacht am offenen Fenster noch eine Kippe geraucht habe.

Jetzt aber nichts wie los. Ich greife nach dem Schlüssel, stecke ihn in meine Jackentasche und verlasse die Wohnung. Die Tür fällt hinter mir ins Schloss, ich stürze die fünf Treppenabsätze hinab nach draußen. Die Sonne scheint noch immer, so wie vorhin, kurz nachdem ich aufgewacht bin. Es ist ein Frühlingmorgen. Trotzdem ist es nicht sonderlich warm. Ich schließe den Reißverschluss meiner Windjacke, rücke meine Cap zurecht und laufe los, auf nach Schöneberg in dieses Café, das Kida als Treffpunkt vorgeschlagen hat. Wie war noch gleich der Name? Es will mir gerade nicht einfallen, aber Kida hat den Weg beschrieben: vom U-Bahnhof Kleistpark die Potsdamer Straße in Richtung Norden, hat er gesagt, »und da gleich an der nächsten Ecke«.

Na ja, ich werde das schon finden. Zumal ich mich in der Gegend gut auskenne. Ein paar Meter weiter liegt das »Ex 'n' Pop«, ein Club, in dem ich gerne abgehangen habe. So wie einst Nick Cave und Blixa Bargeld, die in dem Laden früher regelmäßig zu Gast gewesen sein sollen. Aber das war lange vor meiner Zeit.

Ich muss mich jetzt wirklich beeilen. Mein Magen knurrt und ich will Kida nicht warten lassen. Er schien bereits unterwegs gewesen zu sein, als er mich angerufen hat. Ob ich lieber mit dem Taxi fahren soll? Dummerweise habe ich nicht mehr viel Bargeld im Haus –

nur noch fünf Euro und ein paar Zerquetschte, um genau zu sein.

Der gestrige Abend ist ganz schön ins Geld gegangen. Das lag mit Sicherheit nicht an der Pizza Funghi, die ich im »Da Giovanni« gegessen habe, denn das war die beste Pizza Funghi, die man für 3,50 Euro in Berlin bekommen kann. Dafür haben sich das Bier und der Wein summiert. Ganz zu schweigen vom Taxi, das mich in meinem glückstrunkenen Zustand nach Hause gebracht hat. Von den Scheinen, mit denen ich mittags aufgebrochen bin, ist bis auf die labbrige Fünf-Euro-Note keiner übrig geblieben.

Macht nichts, nehme ich eben die Öffentlichen. Mit denen müsste ich auch einigermaßen schnell da sein. Mit der U-Bahn vier Stationen, dann umsteigen und direkt durchfahren bis Kleistpark. Dort würde ich »direkt ins Café reinfallen«, hat Kida vorhin gesagt.

Den Weg zur U-Bahn-Haltestelle würde ich im Schlaf finden. Seit meiner Kindheit gehe ich ihn fast täglich – auch nachdem ich bei meinen Eltern ausgezogen bin, ist die Strecke fast die gleiche geblieben: raus aus der Tür und dann nach rechts die Straße runter. Mit der Hand fahre ich über die Hecken, die hier in den Vorgärten stehen – Liguster, wie mir mein Vater erklärt hat, als ich Kind war. Irgendwann kam ich mal auf die Idee, die kleinen dunklen Beeren zu pflücken. Ich hatte gerade eine Handvoll gesammelt, da kam er von der Seite angesprungen, schlug sie mir aus der Hand und blaffte mich an: »Die sind giftig, Frederick!« Erschrocken stand ich da. Die Beeren habe ich danach nie wieder angefasst.

Die Tage muss irgendwer die Hecken frisch gestutzt haben. Sie sind jetzt nicht mehr buschig wie noch vor Kurzem, sondern sehen aus wie kleine grüne Mauern. Die glatten Schnittkanten wirken, als seien sie mit der Wasserwaage gezogen worden. Ob sich einer wirklich so viel Mühe macht?

An der nächsten Straße biege ich nach rechts, vorbei an dem griechischen Restaurant, das vor ein paar Jahren schräg gegenüber vom Jugendclub PopInn eröffnet hat. Das ist eine Steglitzer Institution. Ich habe manche Abende in diesem Laden verbracht, ein Weilchen her, am Rand der Tanzfläche, von wo aus ich die Leute unter der Diskokugel beobachtet habe. Irgendwann hat sich mein Bewegungsradius dann erweitert und das PopInn wurde uninteressant.

Ich lasse den Laden links liegen und haste an den Ahornbäumen vorbei, die auf diesem Abschnitt den Gehweg säumen. Sanierete Gründerzeitbauten wechseln sich ab mit zweistöckigen Stadtvillen und fünfgeschossigen Bauten aus der Nachkriegszeit. Das Tosen der nahe gelegenen Schlossstraße wird allmählich lauter.

Ich habe den U-Bahnhof fast erreicht, da blitzt vor mir ein bekanntes Gesicht auf: Jakob, ein Junge aus der Nachbarschaft. Er ist so alt wie ich und nur ein paar Häuser weiter aufgewachsen. Unsere Eltern haben sich früher manchmal auf der Straße miteinander unterhalten. Ich stand dann daneben und schaute demonstrativ an Jakob vorbei. Ich konnte ihn nicht leiden. Seine Art zu sprechen war mir zuwider. Er war ein ewiger Jasager, dazu ein Langweiler und eine Petze. Einmal hat er mich verpiffen, das habe ich ihm bis heute nicht verziehen, auch wenn er den Zwischenfall über all die Jahre verdrängt zu haben scheint. Oder einfach vergessen. Als ich fünfzehn war, hat er mich nämlich mal dabei erwischt, wie ich auf einem Hinterhof stand und mit einer Spraydose »Fuck the system« an eine Hauswand sprühte. Der Schriftzug war nicht sonderlich gut gelungen, die Buchstaben prangten krakelig auf dem grauen Putz. Trotzdem war ich zufrieden, denn ich fand, dass die Aussage stimmte.

Jakob hingegen sah das anders. Ich stand noch vor der Hauswand und schaute mir mein

Werk an, da hörte ich hinter meinem Rücken seine Stimme: »Was machst du da? ... Spinnst du?«

Ich drehte mich um, die Dose noch immer in der Hand. »Verpiss dich«, zischte ich ihm zu, »das geht dich nichts an!«

Er verpisste sich tatsächlich – und lief direkt zu seinen Eltern, um denen brühwarm von meiner Tat zu berichten. Gleich am nächsten Tag schlug seine Mutter aufgebracht bei meinen Eltern im Laden auf und beschwerte sich über mich. Dass ich schlecht erzogen sei, ein Vandalen dazu.

Meine Eltern hörten ihr zu, und als sie fertig war mit ihrer Anklage, versicherten sie ihr, mit mir zu reden. Das taten sie noch am selben Abend. Mein Vater nahm mich zur Seite und sagte mit strenger Stimme: »Mach so was nie wieder, Frederick, haben wir uns verstanden?!« Dann räusperte er sich kurz und fügte hinzu: »Oder lass dich wenigstens nicht mehr dabei erwischen! Ich kann graue Wände übrigens auch nicht leiden.«

Für ihn war der Vorfall damit abgehakt. Für mich vorerst noch nicht. Als ich Jakob das nächste Mal traf, verpasste ich ihm eine Klatsche. »Kümmer dich um deine eigenen Angelegenheiten, kapiert?«

Wimmernd hielt er sich die Hände vors Gesicht. Ich ließ ihn stehen, und er wechselte fortan immer die Straßenseite, wenn er mir begegnete.

Das geht jetzt nicht, denn ich bin nur noch ein paar Schritte vom U-Bahn-Eingang entfernt und Jakob läuft direkt auf mich zu.

»Hi Freddy, na, wie geht's?«, ruft er. Es ist eine Weile her, dass wir das letzte Mal aneinander vorbeigelaufen sind.

An seinem grenzdebilen Lächeln hat sich in all den Jahren nichts geändert. Wohl aber an seinem Gedächtnis. Denn warum kommt er sonst immer wieder auf die Idee, mich anzuquatschen, als seien wir gute Kumpels? Der Typ scheint bis heute nichts zu peilen. Vor allem scheint er nicht zu raffén, dass er mir bis ans Ende seines Lebens lieber aus dem Weg gehen sollte.

Verächtlich presse ich die Lippen zusammen, dann schnauze ich ihn an: »Sieh zu, dass du Land gewinnst, am besten schnell!«

Von einer Sekunde auf die andere gefriert sein dämliches Lächeln. Er tritt einen Schritt zur Seite – gerade rechtzeitig noch, bevor ich ihn im Vorbeigehen mit der Schulter gerammt hätte.

Der U-Bahnhof Schloßstraße ist an diesem späten Vormittag einigermaßen leer. Das kommt mir gelegen, denn nach meiner Begegnung mit Jakob bin ich nicht in der Stimmung für Massenaufläufe. An manchen Tagen spucken die Läden auf der Einkaufsmeile so viele Menschen aus, dass die Treppen hinab zu den Bahngleisen voll sind wie die Südtribüne im Stadion von Borussia Dortmund. Finde dann mal unten am Gleis einen freien Sitzplatz auf einer der blauen Plastikbänke – keine Chance.

Heute habe ich Glück: Mitten auf dem Bahnsteig ist eine Bank komplett frei, und weil mir die kurze Nacht noch in den Knochen steckt, steuere ich zielstrebig auf sie zu. Gerade will ich mich hinsetzen, fährt auch schon die Bahn ein. Okay, immerhin finde ich drinnen einen freien Platz, und das auch noch direkt am Fenster. Ich lasse mich auf den Sitz fallen und lehne meinen Kopf gegen die kühle Scheibe.

Die Bahn fährt los. Ich ziehe mein Handy aus der Jackentasche. Auf dem Display leuchtet eine Nachricht von Kida: »Soll ich schon mal was für dich bestellen?«

Offensichtlich sitzt er bereits im Café, weil er mit dem Auto schneller da ist als ich.

In Gedanken überschlage ich die Zeit bis zu meiner Ankunft. Wenn ich die Anschlussbahn schaffe, müsste ich in einer Viertelstunde bei ihm sein. Spätestens. Ob Kida so lange wartet? Vorsichtshalber antworte ich: »Bin in 2 Minuten da.«

Warum kommen einem Sekunden wie Stunden vor, wenn man es eilig hat? Noch nie war die Bahn so langsam wie heute. Gemütlich zuckelt sie durch den Tunnel, als wolle man den Leuten Gelegenheit geben, rechts und links der Strecke Sehenswürdigkeiten zu bestaunen. Doch da ist nichts außer Dunkelheit, nicht mal ein entgegenkommender Zug auf dem Nachbargleis.

Bilde ich mir das ein oder wird diese altersschwache Bahn immer langsamer? Es ertönt ein lang gezogenes Quietschen, ein markerschütternder Laut, wie wenn man mit einer Gabel über einen leeren Teller kratzt. Die Bahn kommt zum Stehen. Mann, nicht das auch noch! Entnervt schlage ich mit der Hand auf den freien Sitz rechts neben mir. Die ältere Dame gegenüber mustert mich abschätzig.

Ich richte mich auf und gucke mich um. Keiner der Fahrgäste scheint sich an unserem Zwischenstopp zu stören, die meisten bleiben ungerührt sitzen. Bin ich denn der Einzige, der es eilig hat?

Eine Weile passiert nichts, dann meldet sich über Lautsprecher der U-Bahn-Fahrer zu Wort. »Kleine Signalstörung«, quäkt er durch den Lautsprecher, »geht gleich weiter.« Seine Stimme klingt gleichgültig, fast unbeteiligt. Ist das Souveränität oder Provokation? Am liebsten würde ich jetzt nach vorne in den Führerstand gehen und ihm ein paar Takte erzählen. Es wären mit Sicherheit keine ruhigen Takte. Doch ich beherrsche mich – die Dame gegenüber hat mich ohnehin schon auf dem Kieker.

Seit meiner Nachricht an Kida sind zehn Minuten vergangen. Immerhin gibt es jetzt einen kurzen Ruck und die Bahn fährt weiter, nicht gerade schnell zwar, aber alles ist mir in diesem Moment lieber als Stillstand. Für die drei Stationen, die bis zum Umsteigen noch vor mir liegen, braucht sie eine gefühlte Ewigkeit.

Natürlich verpasse ich auch noch den Anschluss: Als ich auf den Bahnsteig gerannt komme, sehe ich gerade noch die roten Lichter der ausfahrenden Bahn im Tunnel verschwinden. Ich könnte kotzen! Weil das Loch in meinem Magen nach meinem Sprint nicht gerade kleiner geworden ist und ich jetzt noch mal zehn Minuten auf die nächste Bahn warten darf. Um die Zeit zu überbrücken, greife ich zu meinem Handy und schreibe Kida: »Sehe dich. Bestell mir schon mal einen Kaffee.«

Kloppe zum Frühstück

Wallah, wo steckt dieser Freddy nur? Angeblich sei er so gut wie da, hat er mir geschrieben. Und dass ich ihm schon mal einen Kaffee bestellen solle. Habe ich natürlich umgehend gemacht: einen für ihn, einen für mich, aber das ist mittlerweile auch schon eine halbe Stunde her. Seinen Kaffee habe ich längst selbst getrunken.

Während ich so dasitze und auf Freddy warte, muss ich an meine Idee mit dem Abschleppunternehmen denken, die ich vorhin hatte. Vielleicht ist die doch nicht so gut. Vielleicht sollte ich kleiner anfangen und fürs Erste nur Knöllchen ausstellen. Das käme mich billiger, da bräuchte ich mir keinen Abschleppwagen anzuschaffen. Außerdem würde ich auch sonst sparen, in erster Linie Strafzettel. Denn mir selbst würde ich natürlich keine ausstellen.

Das Knöllchen an meiner Windschutzscheibe ist nicht das erste in dieser Woche. Es gibt Zeiten, da komme ich mit dem Bezahlen kaum noch hinterher, weil ich den Überblick bei all den Strafzetteln verliere, die sich zu Hause auf meinem Küchentisch stapeln. Da kann es gut sein, dass mir einer mal durchrutscht und ich dann Wochen später einen Brief vom Polizeipräsidenten erhalte. »Von deinem Kumpel«, wie meine Frau sagt, wenn sie die Post aus dem Briefkasten holt und den Absender sieht. Ich wünschte, meine Agentin würde sich so oft bei mir melden wie der Polizeipräsident.

Es ist aber auch zum Kotzen: Da, wo ich häufig unterwegs bin, gibt es immer weniger Parkplätze. So wie vor diesem Frühstückscafé, das ich Freddy vorgeschlagen habe und in dem ich nun schon ein Weilchen alleine sitze. Direkt davor befindet sich eine Baustelle, und das nicht erst seit gestern. Drum herum herrscht großzügiges Halteverbot.

Wozu eigentlich? Nicht ein einziger Bauarbeiter zu sehen, als ich ankam – überhaupt sieht man ja selten Bauarbeiter auf Berliner Baustellen. Dafür steht hier ein Wald aus rot-weißen Gittern, Kegeln und Absperrbändern. Man könnte denken, hier entsteht ein neues Viertel mit zig Wohnblocks, dabei erneuern die nur irgendwelche Leitungen. Das hat mir Murat, der Betreiber des Cafés, neulich erzählt.

Es waren heute Vormittag also geschätzte zwanzig Parkplätze vor dem Café frei, aber eben abgesperrt. Und ich hatte keinen Bock auf noch ein Knöllchen – ein Strafzettel pro Tag muss reichen. Also parkte ich meinen Corsa lieber vorschriftsmäßig – ja, ich kann das, wenn ich will. Wer weiß, wie lange Freddy und ich im Café sitzen werden. Wenn das so lange wie gestern Abend wird, hat das Ordnungsamt nämlich alle Zeit der Welt. Nichts ist so deutsch wie das Ordnungsamt – sogar in Berlin.

Ganz anders als dieser Freddy offenbar. Denn eins ist mir gleich bei unserem ersten Kennenlernen aufgefallen: dass er nicht einer dieser »typischen« Deutschen zu sein scheint, die oft so seriös, so korrekt und leider auch so humorlos sind. Freddy ist ein bisschen wie Pablo, mein einziger deutscher Freund zu Schulzeiten. Pablos Eltern waren erfolgreiche Geschäftsleute, die lange Zeit im Ausland gelebt haben, bevor sie nach Kreuzberg gezogen